

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen = Swiss forestry journal = Journal forestier suisse

Herausgeber: Schweizerischer Forstverein

Band: 140 (1989)

Heft: 3

Artikel: Überlegungen zum Verhältnis ländlicher Bevölkerungen und Wald in Entwicklungsländern

Autor: Irmann-Zimmermann, Sabine

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-764220>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Überlegungen zum Verhältnis ländlicher Bevölkerung und Wald in Entwicklungsländern¹

Von Sabine Irmann-Zimmermann, CH-8406 Winterthur

Oxf.: 97:945:26

Das Verhältnis der ländlichen Bevölkerung zum Wald und erst noch in entfernten, fremden Entwicklungsländern? Wer sich selbst danach fragt, merkt sofort, wie unsinnig eine verallgemeinernde Antwort wäre. Sogar mein eigenes Verhältnis zum Wald ist nicht immer gleich, je nach Stimmung und Situation kann es ändern. Trotzdem soll hier versucht werden, auf Grund von konkreten Beispielen, dazu einige Gedanken zu formulieren.

Geburtenkontrolle zum Schutz der Waldfläche?

Alle stehen wir in einer Beziehung zum Wald und wirken auf ihn ein. Am unmittelbarsten ist die Verbindung bei jenen Menschen, die direkt von ihm leben, sei es vom Boden oder von den Pflanzen und Tieren aus dem Wald. Ich denke an die (Wald-) Nomaden und vor allem an die Bauern, die Kleinbauern. «Klein» sind sie, da in erster Linie die Selbstversorgung, krasser ausgedrückt, das Überleben wichtig ist. Sie sind in der Überzahl; von ihnen wird hier vorwiegend die Rede sein. Wenn sich der Wald durch menschliche Einflüsse verändert, verschwindet und der Boden verloren geht, sind sie am härtesten betroffen. Ihnen geht's ans Lebendige.

Gerade diese Menschen seien an der Zerstörung des ökologischen Gleichgewichtes zu einem grossen Teil mitschuldig: Bevölkerungswachstum und explosionsartige Zunahme der Armen – das sind häufig verwendete Argumente.

Bei näherem Betrachten stellt sich heraus, dass der beängstigende Zuwachs der Bevölkerung nicht die eigentliche Ursache ist für Missstände, sondern die Folge davon, «eine Folge der Armut, der Verelendung und besonders der sozialen Unsicherheit» (Strahm 1986, S. 35). Collins und Moore Lappé zeigten anhand des «hoffnungslosen» Falls Bangladesch, dass bodenzerstörende Überbevölkerung mit Machtverteilung zusammenhängt. Mit der Macht über Land und Landnutzung.

¹ Die Überlegungen wurden abgeleitet aus einer Diplomarbeit, die im Jahre 1986 im Fachbereich Forstökonomie und Forstpolitik der ETH Zürich ausgearbeitet worden ist.

«Die Landwirtschaft, einst Existenzgrundlage für Millionen sich selbst versorgender Bauern, wird zur Profitgrundlage einflussreicher kommerzieller Unternehmer: traditioneller grundbesitzender Eliten, in den Grosstädten wohnender Landwirtschaftsspekulanten und ausländischer Konzerne» (Collins/Moore Lappé 1978, S. 47).

Die Kleinbauern werden verdrängt – oft in den Wald – und müssen verbleibendes ungeeignetes (zum Beispiel an erosionsgefährdeten Hängen) oder zu knappes Land (wo Brache nicht mehr möglich ist) intensiv nutzen, sind gezwungen zu übernutzen. Auf die ganze Problematik, wie sich Monokulturanbau von Exportgütern oder Waldrodungen zugunsten von noch mehr Weide für Viehfarmen ökologisch und sozialpolitisch verheerend auswirken können, werde ich hier nicht eingehen, verweise aber beispielsweise auf die Untersuchungen von Collins und Moore Lappé.

Konzentration von Bevölkerung wird aber auch bewusst von Regierungen geplant. Die nomadisierende Lebensweise der Jäger und Sammler, der Hirten, aber auch der «shifting cultivation»-Bauern war schon immer ein Ausweichen und Anpassen an ökologische Verhältnisse, deren Gleichgewicht allzuleicht gestört wird. Die Grundbedingung dazu ist genügend grosse Bewegungsfreiheit. Genau an dieser extensiven Nutzungsweise stossen sich aber Regierungen, Entwicklungsplaner und wirtschaftliche Grossunternehmen. Sie wollen aus den natürlichen Ressourcen wie Land oder Wald mehr herausholen. Ausserdem können nur sesshafte Einwohner einfach kontrolliert und verwaltet, geschult und beraten, kurz: «entwickelt» werden (vgl. *Imfeld* 1985).

Mit Ansiedlungskampagnen werden Nomaden sesshaft gemacht. Andere Planungsmittel der Regierungen, welche intensivere Nutzung der Landreserven zum Ziel haben, sind die Transmigrationsprojekte, zum Beispiel in Brasilien und Indonesien, welche Tausende, nach *Kohlhepp* (1985) in Amazonien um 100 000 Familien umfassen sollen. Innerhalb kürzester Zeit wird durch An- und Umsiedlung von Menschen die Bevölkerungsdichte massiv erhöht, in Gebieten, welche das ökologisch gar nicht ertragen können, wie *Imfeld* (1985) für die Savannengebiete Afrikas und *Weischet* (1977) für den tropischen Regenwald eindrücklich gezeigt haben.

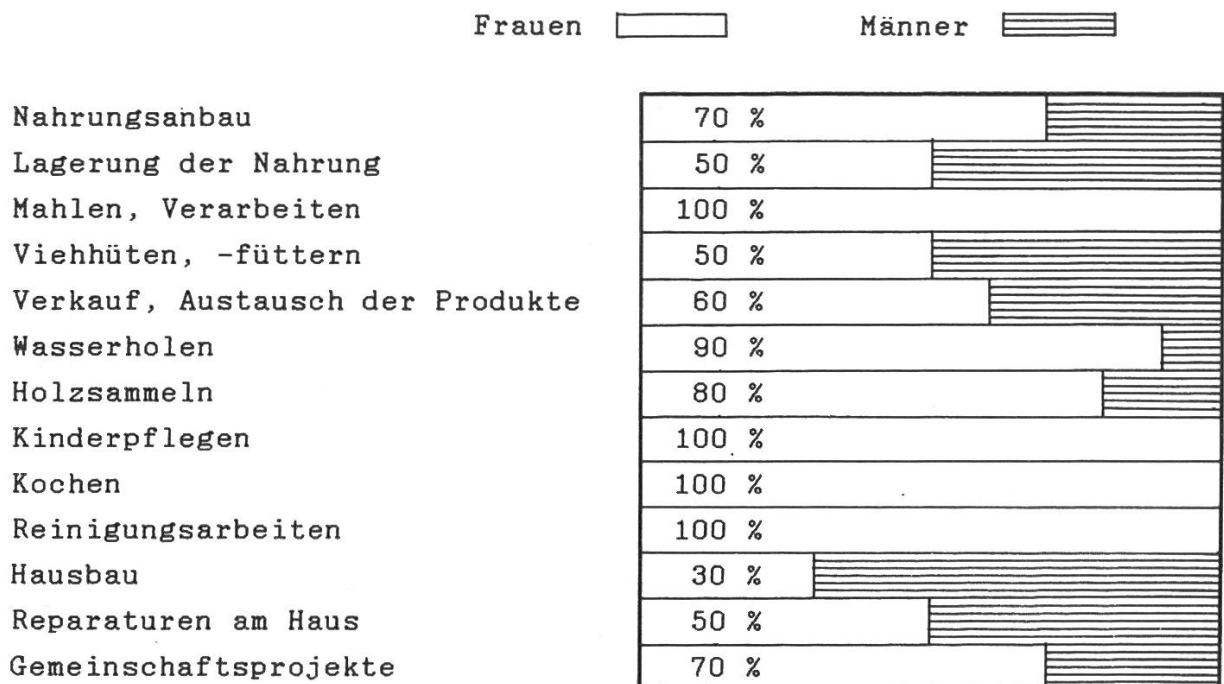
Es gibt eine ganze Reihe von Publikationen, welche aufzeigen, dass Bevölkerungswachstum nicht die eigentliche Ursache ist für die Verwüstung der Natur (im wörtlichen Sinn!). All diese Erklärungen wollen jedoch das Problem nicht verneinen, nur in die richtigen Zusammenhänge stellen. Natürlich ist es schwerwiegend, und die Folgen (Landknappheit, Degradierung von Boden, Rodung von Wald usw.) sind unübersehbar. Bauern und Nomaden müssen versuchen, sich auf irgendeine Art mit weniger Land einzurichten.

Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau

Jede Gesellschaft ist gegliedert und organisiert, auch da, wo alle mit der Selbstversorgung beschäftigt sind. Immer gibt es die Zuteilung von bestimmten Arbeiten, bis hin zur ausdrücklichen Spezialisierung.

Die deutlichste Aufgabentrennung, mit den weitgehendsten Folgen, ist jene zwischen Mann und Frau. Die Frauen in den Entwicklungsländern sind ganz wesentlich an der Produktion von Nahrungsmitteln beteiligt (in Afrika zu 60 bis 80 % und mehr, vgl. *Abbildung 1*). Ihnen obliegt die Sorge um die Bedürfnisse des täglichen Lebens. Dazu

Abbildung 1. Frauenarbeit in Afrika. In Afrika besorgen die Frauen zwischen 60 und 80 Prozent der landwirtschaftlichen Arbeit, in einigen Regionen produzieren sie 90 Prozent der Nahrung.



Übersetzt und zusammengestellt aus: «Women in a changing World», April 1986, No. 21, S. 20/21, Publikation des Weltkirchenrates, (WCC), Genf

gehört auch Brennholzbeschaffung und sehr oft der lokale Handel. Männer verrichten vorwiegend die schwere Feldarbeit (roden, pflügen), produzieren Marktfrüchte (Kaffee, Kakao usw.) oder arbeiten für Lohn. Trotz ihrer ausserordentlich wichtigen Rolle wurden die Frauen bis heute kaum in land- und forstwirtschaftliche Planung, Schulung und Beratung einbezogen. Schon lange wird eindringlich darauf hingewiesen, dass sich diese Nichtbeachtung negativ auswirkt, auf die Stellung der Frau, auf die Lebensqualität der Familie, ja überhaupt auf die Zukunft der ländlichen Bevölkerung. 1970 schrieb die Ökonomin Boserup über die Situation der Frauen in Asien, Afrika und Lateinamerika: «Trotz dieser Mahnungen setzen fast alle technischen Berater die Politik, nur die männliche Arbeit zu fördern, fort, so wie sie von den Kolonialverwaltungen begonnen wurde.» (Boserup 1970, S. 50). 1985, fünfzehn Jahre später, lautet die Synthese des internationalen Seminars über Frauen und Ernährungspolitik immer noch: «... l'importance primordiale des femmes dans l'agriculture, en même temps que le refus d'accepter ce fait et d'en tirer les conséquences». (Bisilliat/Presvelou 1985, S. 700).

In einem Agroforestry Workshop in Kenia wurden Konsequenzen gezogen; Männer und Frauen nahmen daran teil. Dabei kam Erstaunliches zum Vorschein: Die Frauen identifizierten mehr als zwanzig Holz- und Krautpflanzen, die auf Niemandsland, in Hecken und an Strassenrändern vorkommen, die sie schätzen und häufig verwenden als Brennholz, Fasern, Futter, Medizin, also zum Gebrauch im täglichen Leben. Die Männer, die andere Aufgaben haben, interessierten sich nicht für diese Pflanzen, und den Forst- und Agrarfachleuten waren die meisten unbekannt (Fortmann/Rocheleau 1985, S. 266).

Das Motto der Vielfalt

Die Frage nach dem Verhältnis zum Wald ist am deutlichsten von der (Be-)Nutzung her zu betrachten; grobe Vereinfachung zwar, aber für Aussenstehende am ehesten zugänglich.

Was vermutlich immer und überall gilt und bei genauerem Beobachten auffallen muss: der Wald und die einzelnen Bäume haben nie nur einen Nutzungszweck. Sie sind Bestandteil der ganzen Lebensweise, oder anders ausgedrückt, das Leben ist gebunden an den Wald, an die Bäume. Die Bäume liefern nicht nur Holz, sie müssen unterschiedlichsten Lebensbedürfnissen verschiedener Menschen dienen und genügen. Vielfalt ist das Leitmotiv, für uns eher «geradlinige» Europäer oft schwer vorstellbar, beginnend bei der überwältigenden tropischen Pflanzenwelt, durchgehend zu den komplexen agrarischen Mischkulturen, die von Familie zu Familie anders aussehen können.

Colfer (1983) erhielt beim Beobachten der Ernährungsgewohnheiten von brandrodenden Bauern in Ostkalimantan (Indonesien) eine Ahnung der überraschenden Nutzungsvielfalt. Gerodet wird für die Reisfelder, welche durchmischt mit Mais, Pfefferschoten, Gurken, Fruchtbäumen nur einen Teil der Nahrung liefern. Der Rest wird auf den verschieden alten Brachflächen (ein Reisfeld wird nach der Ernte bis 10 Jahre brach gelassen), im Sekundär- und im Primärwald geerntet, gesammelt, gejagt: Blätterm Gemüse, Palmmark, Knollen, Pilze, Früchte, Tiere, Eier, Honig usw. sind wertvolle, gesunde Nahrungsergänzung, selbst in kleinen Mengen. Von den Brachflächen und vom Wald stammt im täglichen Leben unentbehrliches Material: Blätter und Stengel für Dächer, Matten, Körbe; Rinde; Holz; Bambus; Harz; Gummi; Tierfelle; Federn; Knochen; Mittel zum Färben, Gerben und Reinigen. Sehr wichtig sind natürlich die gesammelten Heil- und auch die Genussmittel. Diese sehr grob als «Brandrodung» bezeichnete Landwirtschaft ist also eigentliches Leben mit dem Wald, agroforstliche Nutzungsweise im wahrsten Sinn des Wortes.

Pélissier (1979) zeigt Beispiele für Afrika, wo einzelne Baumarten eingebettet sind in eine bestimmte Agrarkultur:

- Der Schibutterbaum (*Butyrospermum parkii*), aus dessen Samen man Öl gewinnt, tritt häufig dort auf, wo kein Vieh gehalten wird, also tierisches Fett fehlt. Wo der Baum nicht vorkommt, ist Tierhaltung in die Agrarkultur integriert, oder es besteht eine Symbiose mit Hirten (ausserdem starke Symbolbedeutung bei Heirat und Fruchtbarkeit).
- *Accacia albida* ist mit Viehhaltung verbunden. Die Tiere verbreiten den Samen, der Baum liefert Futter und Schatten, was besonders wertvoll ist, da er während der Trockenzeit grün bleibt (deshalb auch Symbol für langes Leben und für die gesamte Vegetation).

Der Einbezug von Bäumen, oder des ganzen Waldes, gilt wahrscheinlich für jede Agrarkultur. Doch genau das wird immer wieder von den Planern übersehen oder als rückständig und unrationell verurteilt. Einseitige grossflächige Nutzung ist das Ziel, beim Wald fixiert auf Holz und nur auf wenige den «Experten» bekannte Arten. Aber ist nicht gerade diese Art von Nutzung eine ungeheure Verschwendung der tropischen Waldressourcen?

Das Beispiel Ostkalimantan zeigt, dass die Einheimischen viel mehr aus dem Wald holen als Holz. Es sind also nicht zuletzt die Forstleute selbst, die durch einseitige Nut-

zungsplanung dem Wald zu wenig Sorge tragen; die fremden Forstexperten in der Entwicklungshilfe, wir Schweizer beispielsweise, die nie direkt mit und von diesem Wald gelebt haben, weder sie noch ihre Vorfahren.

Wie Pélissier (vgl. oben) nachweist, können ganz bestimmte Bäume sehr wichtig sein. Warum denn werden Bäume so oft nicht bewusst gepflanzt?

Dafür gibt es verschiedene allgemeine Gründe:

- Die Religion kann verbieten, über einen Baum zu verfügen (ein extrem schwerwiegendes Argument!).
- Das Interesse an der Nutzung ist unterschiedlich, entsprechend der Lebensweise oder der Aufgabenteilung Mann/Frau (ein Mann wird kaum interessiert sein, Baumarten zu pflanzen, die Brennholz liefern, wenn letzteres zu den Aufgaben der Frau gehört).
- Wenn die Unsicherheit zu gross ist, das heisst, wenn jemand geringe Lebenserwartung hat oder keine Sicherheit gewährt ist für die Nutzung von Land oder Bäumen, kann er oder sie sich nicht auf derart vorausschauende (hoffnungsvolle) Tätigkeiten, wie Bäume zu pflanzen, einlassen.

Einen simplen, gerade deshalb besonders eindrucksvollen Grund gaben Bauern in Rwanda bei einer landwirtschaftlichen Untersuchung an:

Die Baumarten aus den Pflanzgärten sind für sie unbrauchbar (*Bagiramenshi/ Bazihi-zina* 1985, S. 80/88).

Die Bauern wissen im Grunde genau, was sie brauchen, nämlich ihren Bedürfnissen entsprechende Baumarten. Doch, wenn sie nicht danach gefragt werden, schweigen sie. Ihr eigenes Wissen achten sie als zu gering.

Keine Forstwirtschaft ohne Bauern

Aufgrund der bisherigen Überlegungen will ich versuchen, einige richtungsweisende Punkte für forstliche Entwicklungshilfe herauszuarbeiten.

Durch Zufall stosse ich auf folgende Zeilen des afrikanischen Schriftstellers Michel Kakoya:

«Meine Familie sollte sich entwickeln

Die Frau sollte mündig werden . . .

Was, sagte ich mir, die glauben, meine Mutter sei keine Persönlichkeit?

Meine Mutter wusste genau, was sie wollte

Sie kannte ihren Wert sehr gut.»

«Nach Ansicht meines Vaters hatte jeder Murundi* die Pflicht der Selbstachtung

Jeder Murundi, der sich selbst achtet, muss "auf das Bessere aus sein"».

(*Kakoya* 1973, S. 86 und 89) *Anmerkung: Bewohner von Burundi

Habe ich nicht von den vernachlässigten Frauen geschrieben, war mein Eindruck nicht der von mutlosen Kleinbauern, die schweigen, aus lauter Geringschätzung ihrer selbst? Wollte ich nicht für diese «Wehrlosen» Partei ergreifen, ohne mit ihnen gesprochen zu haben, ohne von ihnen darum gebeten worden zu sein?

Kakoya macht mich betroffen von meiner eigenen Arroganz.

Gibt es denn überhaupt Grundsätze, die niemanden verletzen und missachten, die zu verantwortbarem Handeln führen?

Eines wird deutlich: Keine einzige Anstrengung zur Lösung der gravierenden forstlichen Probleme wird auf lange Dauer erfolgreich und befriedigend sein, wenn nicht das ganze Leben der Menschen in den betroffenen Gebieten einbezogen wird. Aber wer kann ihre Lebensweise besser kennen, wer muss sich mehr damit konkret auseinandersetzen als sie selbst?

Deshalb drängen sich zur Lösung der forstlichen Fragen nicht in erster Linie spezielle Fachkenntnisse von Forstleuten auf, sondern ganz zuerst die Erfahrungen von Bauernberatern, welche mit den Menschen, mit ihren täglichen Nöten, aber auch ihren Freuden und Spässen zu tun haben.

Roth und Zimmermann haben an zwei verschiedenen Enden der Welt, Guatemala und Indonesien, die gleiche Erfahrung gemacht: Entwicklungshilfe heisst im einen Fall *«Gelegenheit schaffen, wo Einheimische sich aussprechen»*, im anderen *«Weitersagen, was der Bauer selbst schon kann»* (Zimmermann 1984).

Das ist wohl die Einsicht, bei der auch Forstleute schon längst angelangt sein sollten: Ohne Bauern geht es nicht!

Sie müssen zum Sprechen kommen, über *ihre* Erfahrungen mit dem Wald und den Bäumen, und zwar füreinander, für die Betroffenen. Damit es ganz deutlich wird: Einheimische und Bauern sind Männer *und* Frauen. Beide haben sie besonderes Wissen und Können, das für sie selbst, aber auch für andere wichtig ist und das weiterverbreitet werden muss.

Den Grundsatz der beiden Berater kann ich vor Kakoya vertreten. Er erniedrigt nicht, fordert aber, den Menschen zu begegnen, ihre Werte zu achten, von ihnen zu lernen und sich selbst im Hintergrund zu halten.

Erst durch die Frage, wie denn die Bauern arbeiten und leben, bin ich selber beispielsweise auf die wichtige Stellung der Frau und dadurch auch auf die eigentlichen Probleme gestossen. Wer zu den Bauern kommt, sie sucht, mit ihnen palavert, muss nicht mehr fragen: Wie kann ich die Bevölkerung einbeziehen in mein Projekt? Wie erreichen wir die Frauen besser mit unserer Beratung? Wie lässt sich die Dorfbevölkerung dazu animieren, Bäume für Brennholz zu pflanzen? Die Einheimischen haben ihre eigenen Fragen. Sie allein kennen ihre Bedürfnisse und all das, was ihr Leben einschränkt und bestimmt.

Es ist kein Zufall, dass gerade die Frauen in Indien (ein Beispiel unter mehreren: die Chipko-Frauen) als erste die Gefahr von ökologischen Schäden sehen, denn sie müssen ja für die Bedürfnisse des täglichen Lebens sorgen (Wasser, Nahrung, Futter, Brennholz usw.). Sie gehen täglich in den Wald und spüren als erste die schädlichen Auswirkungen der einseitigen Holznutzung zu wirtschaftlichen Zwecken. Sie sind es auch, die das Verhalten der Männer beeinflussen und mit ihren konkreten Schutzforderungen bis auf Ministeriumsebene gelangten (Fortmann/Rocheleau 1985, S. 263/64).

«Weitersagen, was der Bauer selbst schon kann»

Wir Aussenstehenden sind immer versucht, Lösungen selber zu entdecken oder irgend ein gelerntes Muster anzuwenden. Viele wissenschaftliche Versuche werden

heute in der «Agroforstwirtschaft» gemacht. Doch schon immer hat es in den Tropen aus der Erfahrung mit der Natur heraus Mischkulturen gegeben und den Einbezug von Bäumen in die Agrarkultur. Was nützt Wissenschaft, wenn sie nicht angewandt werden kann? Was kann aber besser nachgeahmt werden, als vom Bauern selbst Erlebtes? Ein Beispiel dazu zeigt Zimmermann aus Ostkalimantan (Indonesien): «Eine Bauerngruppe ist von Dorf zu Dorf unterwegs, um ihre Anpassungsfähigkeit an Standortprobleme zu trainieren. In Pulau Keras treffen wir einen alten Bauern, schwarze, abgesägte Hosen, runzlicher Bauch, nie zur Schule gegangen. Er möchte wissen, was wir zu seinem Kaffeegarten sagen. Wir folgen ihm und schauen uns um: Eine Neupflanzung unter Bananenschatten. Einer stösst mich an: «Warum legt er jeder jungen Pflanze ein Stück Bananenstamm links und rechts zu Fuss?» — «Frag ihn selbst!» — Der Alte grinst. Wie ein Sündenbekenntnis kommt es von seinen Zahnlücken: «Mein Kaffee war gelb. Einmal holte ich Bananen. Ihr Stamm blieb am Fuss einer Kaffeestaude liegen, und die ist schön dunkelgrün geworden. Deshalb.» Wir entdecken in regelmässigen Abständen über die Pflanzung gesteckt, metrige Stöcke, die ausschlagen. «Turi» ist das — lateinisch «*sesbania grandiflora*» — ein Gründünger-Schattenbaum. Aber, was weiss schon der Alte von Namen? «Was willst du mit diesen Stöcken?» Der Kauz wird verlegen: «Vom Baum dort vorn hab' ich sie genommen. Unter ihm pflücke ich den schönsten Kaffee. Da hab' ich gedacht, der tue dem Kaffee gut. Deshalb.» (Zimmermann 1984). Jeder der Bauern, die dabei waren, kann es bei sich auch probieren und anderen weitersagen. Einer wie sie selbst hat es erfahren und nicht einer, der über moderne Arbeitsmittel, bessere Lebensbedingungen und eine langjährige Ausbildung verfügt. Das agroforstliche Projekt Nyabindu in Rwanda (Egger 1984) ist offensichtlich erfolgreich, weil es von den Bauern nachahmbar ist. Die neuen Methoden wurden auf traditionellen Anbausystemen aus Rwanda und anderen tropischen Ländern aufgebaut, also auf dem, was Bauern über lange Zeit, an vielen Orten beobachtet und erprobt haben. Das ist die grosse Chance, die früher fehlte: die verschiedenen Systeme können miteinander verglichen und kombiniert werden.

Wie die zwei Beispiele oben mag die Anwendung des Grundsatzes aussehen: «Weitersagen, was der Bauer selbst schon kann.»

Die Erfahrungen der Einheimischen, der Männer und Frauen müssen ausgetauscht und weitergetragen werden, von Dorf zu Dorf, Land zu Land, in die Schulen, Projekte und Ministerien. Dann ist die Möglichkeit da, dass neue, gesunde Anpassung zwischen Mensch und Natur, Bevölkerung und Wald entsteht.

Deshalb ist die wichtigste, jedenfalls die allererste Aufgabe von jedem Planer, Berater, Experten, ob Einheimischer oder Ausländer: hinkommen zu den Menschen am Ort, schauen, Fragen stellen zur gesamten Kultur, *ohne* die Antwort bereits zu wissen. Auch die Pokot (Hirten) mussten, wenn sie in eine fremde Gegend kamen, diese zuerst erkunden. «Man holte Rat bei den Weisen dieser Gegend und erwies damit auch gleichzeitig Respekt . . .» (Imfeld 1985, S. 53). Gegenfragen werden gestellt, das Gehörte und Gesehene vermischt sich mit anderen Erfahrungen, vielleicht mit dem, was an der Schule, Hochschule gelernt wurde, und wird für alle neu. So soll es weitergetragen werden zu anderen Menschen, bis hierher zu uns.

«Ich wollte, mein Volk
 solle Nutzen ziehen aus seinen Kontakten mit
 allen Völkern, um zu geben und zu empfangen, um sein
 Leben und das Leben aller zu verschönern.
 Um den erniedrigenden Materialismus zu vermeiden, braucht
 mein Volk solide menschliche Überzeugungen.
 Die brennende Sorge um die Erhaltung der
 ersten Prinzipien des Lebens.
 Wenn es sein Erbteil nicht zu verteidigen wüsste
 und sich durch die Ergebnisse der Wissenschaft verwirren liesse,
 würde es das rechte Augenmass für die menschliche
 Wirklichkeit verlieren.»
 (Kakoya 1973, S. 133)

Literatur

- Bagiramenshi, J./Bazihizina, C.*: Le cas Gitarama. Démarche et pratique d'une séquence de travail au Rwanda. Recherche alternative pour le développement, Groupe de Labeaume, Kigali (Rwanda) 1985.
- Bisilliat, Jeanne/Presvelou, Clio*: Document de synthèse provisoire. Colloques et Séminaires: Femmes et politiques alimentaires, Actes du Séminaire International 14.–18. Januar 1985, Paris, Edition de l'ORSTOM, S. 699–712.
- Boserup, Ester*: Die ökonomische Rolle der Frau in Afrika, Asien, Lateinamerika. Dt. Ausgabe edition cordeliers, Stuttgart 1982 (1. englische Ausgabe 1970).
- Colfer, Carol J. Pierce*: Change and indigenous agroforestry in East Kalimantan, Borneo Research Bulletin, Vol. 15, No 1 April 1983, S. 3–21.
- Collins, Joseph/Moore Lappé, Frances*: Vom Mythos des Hungers. Fischer Verlag, Frankfurt am Main, 1978.
- Egger, Kurt*: Neue Landbaumethoden als sektoraler Beginn einer stufenweise umfassender werdenden Agrarentwicklung am Beispiel des Projet Agro-Pastoral Nyabisindu/Rwanda. Und: Methoden des Ecofarming in Rwanda. Alternative Konzepte Nr. 47 «Ökologischer Landbau in den Tropen», Hrsg. Rottach, Peter, Verlag Müller, Karlsruhe 1984, S. 211–249.
- Fortmann, Louise/Rocheleau, Dianne*: Women and agroforestry: four myths and three case studies. Agroforestry Systems, vol. 2/1985, Publ.: M. Nijhoff/Dr. W. Junk, Dordrecht, Netherlands, S. 253–272.
- Imfeld, Al.*: Hunger und Hilfe, Provokationen. Unionsverlag, Zürich 1985.
- Kakoya, Michel*: Auf den Spuren meines Vaters. Deutsche Ausgabe, Jugenddienst-Verlag, Wuppertal 1973.
- Kohlhepp, Gerd*: Agrarkolonisationsprojekte in tropischen Regenwäldern. entwicklung + ländlicher raum 3/1985, S. 13–18.
- Pélissier, P.*: L'arbre dans les paysages de l'Afrique noire. In: Le rôle des arbres au Sahel, compte rendu du colloque tenu à Dakar (Sénégal) du 5 au 19 nov. 1979, Ottawa, Ont., CRDI 1980, S. 37–42.
- Strahm, Rudolf*: Warum sie so arm sind, Arbeitsbuch zur Entwicklung der Unterentwicklung in der Dritten Welt mit Schaubildern und Kommentaren. Peter Hammer Verlag, Wuppertal 1986.
- Weischet, Wolfgang*: Die ökologische Benachteiligung der Tropen. B.G. Teubner, Stuttgart 1977.
- Zimmermann, Christoph*: Ein Grundsatz zur Entwicklungshilfe, inkl. Beilagen I–III, Dokument der Basler Mission, Stabstelle Landwirtschaft, März 1984.